

Ferdinand Lotheissen.

Am 19. December 1887 erlag der Professor der französischen Sprache und Literatur an der Universität Wien langwierigen Leiden. Nur mit äusserster Selbstüberwindung hatte Lotheissen im Sommersemester seinen akademischen Pflichten auf der Lehrkanzel und im Seminar genügt; die Ferien verbrachte er in der Krankenstube, grausam gequält durch ein nicht zu bannendes Herz- und Augenleiden; zu Beginn des Winters musste er auf ärztliches Geheiss seine Vorlesungen und die Vollendung weit angelegter und gediegener literarischer Lieblingsarbeiten einstellen. Gleichwohl konnte und mochte Niemand, der den auch in dieser schweren Leidenszeit ungewöhnlich milden und lebenswürdigen Mann sah und sprach, glauben, dass sein Ende so nahe bevorstehe. Bis in die allerletzten Tage war er so mittheilsam und geistig angeregt, wie in seiner besten Zeit; die bedeutendsten neuen Erscheinungen der französischen Literatur, Sorel's „Montesquieu“, Taine's „Napoleon“, Renan's „Geschichte Israels“ waren ihm wohlbekannt. Zwei treffliche Kinder, wahre Muster der Erziehungskunst dieses liebevollen Vaters, wussten, dass die sorgsamste ärztliche Pflege bei einem Patienten seines Schlages nicht ausreiche: unermüdlich bethätigten und bewährten sie sich deshalb als geschmackvolle, sachkundige Vorleser. Und Lotheissen selbst urtheilte, wie allezeit: klar, selbstsicher, gescheidt, entschieden in der Sache, milde in der Form.

Von seinen Plänen und Entwürfen — einer Charakteristik Voltaire's als Briefsteller, einer Culturgeschichte Frankreichs im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte — sprach er, wie

von Werken, die, bis in alle Einzelheiten durchdacht, nur noch zu günstiger, von Krankheit nicht beschwerter Stunde, der Niederschrift harreten. Derselbe sehnstüchtige Wunsch, der dem sterbenden Littré noch erfüllt ward: „*Extremum hunc, Arethusa, mihi concede laborem*“ durchwaltete bei solchen Reden Herz und Sinn unseres Dulders. Leider ist ihm die Erfüllung dieses selbstlosen Verlangens nicht zu Theil geworden. Viel zu früh für die Wissenschaft, viel zu früh für die hohe Schule, an der er freudig und erfreuend wirkte, viel zu früh vor Allem für die Seinigen, zu denen er gern auch seine Hörer und Freunde zählte, ist er aus den Reihen der Lebenden und rastlos Strebenden gerissen worden.

Was Lotheissen als Forscher und Schriftsteller geleistet, kann in diesen anspruchslosen, biographischen Umrissen nur beiläufig angedeutet werden. Auch bedarf es derartiger, in das Einzelne gehender Würdigung seiner Schriften kaum: ist doch manches seiner Werke mit Recht ein Hausbuch geworden. Denn der gediegene Mann der Wissenschaft verleugnete sein gewinnendes Wesen auch am Schreibtische nicht; er wusste sich behaglich mitzutheilen und traf, ohne jemals „Töne tiefster Leutseligkeit anzuschlagen“, die schwere Aufgabe, nach Riehl's Gebot, die Kunst des Schriftstellers mit der Gründlichkeit des Gelehrten zu vereinigen. Nichts begreiflicher, als dass ein Mann der Art nicht bloß unter den Fachgenossen Anhang und Anklang fand. Lotheissens besonderer Verehrer war Heinrich Laube, der den „Molière“ wie die „Geschichte der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert“ unter seine Lieblingsbücher aufnahm und wiederholt öffentlich nach Verdienst anerkannte. Moriz Hartmann war mit dem feinfühligsten Kenner durch freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen eng verbunden und Julius Glaser erwies sich ihm von Anfang als theilnehmender Parteigänger, wie späterhin Michael Bernays, Karl Hillebrand, Wilhelm Holland.

So fehlte es dem edlen Manne nicht an echtem Trost, dessen ein wenig harmonisches Gemüth, als das seinige, in den vielen Prüfungen seines Daseins nur allzusehr bedurft hätte: denn übermässig hart hat ihn das Leben mitgenommen.

Lotheissen (geboren am 20. Mai 1833 in Darmstadt) entstammte einer angesehenen hessischen Beamtenfamilie; sein Vater war Hofgerichts-Präsident und lange Zeit Vorsitzender der zweiten Kammer gewesen. Nach Absolvierung der Gymnasialstudien in der Heimatstadt bezog Ferdinand die Universitäten Göttingen, Berlin und endlich Giessen, wo er promovirte. Diese Studentenzeit war die fröhlichste seines Lebens: denn in seinen Kinderjahren hatte Lotheissen einen „angewandten Coursus der Pathologie“ am eigenen Leibe durchgemacht und nach den Universitätsjahren trieben ihn unleidliche politische Zustände aus dem Vaterlande. Auf der Hochschule aber fand er Lust, Kraft und Zeit, neben seinen eigentlichen Fachstudien als Philolog und Historiker der „Vollendung seiner Persönlichkeit“ im Sinne der alten Humanisten zu leben. Mit ausdauerndem Eifer widmete er sich in Mussestunden naturwissenschaftlichen Liebhabereien; in Berlin besuchte er mit Alexander Conze, dem nachmals so hochverdienten Archäologen, das Collegium des Museumsdirectors Waagen, und die Tagebücher Lotheissens aus jener Zeit bringen oft eingehende Betrachtungen über hervorragende Kunstwerke, zumal der Antike. Dabei suchte er gern selbständig seinen Weg. „Ein Autodidakt“, so lautet ein Eintrag, „kann einseitig sein, aber meist bewahrt er sich besser das Leben und das Feuer der Begeisterung. Uebrigens ist am Ende Jeder mehr oder weniger Autodidakt. Ich gestehe, dass mir die Vorlesungen an der Universität sehr wenig genutzt haben; kaum dass sie mir Anregung gaben. Freilich kann man auch auf die Universitäten Hamlet's Wort anwenden, dass etwas faul sei im Staate Dänemark.“ Treulich bestrebte auch er sich darum, „Natur und Kunst zu schauen“, von keinem Namen getäuscht, von keinem Dogma beirrt. Und als äussere Verhältnisse ihn drängten, sich frühzeitig auf eigene Füße zu stellen, arbeitete er stetig und emsig an seiner Ausbildung fort. Als Erzieher im Hause des Herrn von Mumm in Frankfurt a. M. hörte er noch 1857 Collegien über Chemie und Physik: in seinem letzten Lebensjahre (1887) kaufte er sich ein Büchlein, „Anleitung zur Erkennung der Bäume und Sträucher“, in der Absicht, die Pflanzen seines Hausgartens genauer kennen zu lernen: so war und blieb er ein ewiger Student.

1858 fand er als Professor der Geschichte und classischen Philologie sichere Stellung am Gymnasium in Büdingen. „Allein dem Aufenthalt in Büdingen, wo er sich durch Verheirathung mit einer Tochter des Gymnasialdirectors und bekannten Sophokles-Uebersetzers, Thudichum, einen glücklichen Hausstand begründete, wurde (nach dem Berichte eines seiner ältesten Freunde, Dr. med. E. Marcus, im „Frankfurter Journal“ vom 21. December 1887) im Jahre 1863 dadurch ein Ende gemacht, dass Lotheissen von dem Ministerium Dalwigk wegen seiner liberalen und nationalen Gesinnung gemassregelt wurde. Als überzeugungstreuer Mann legte er seine Stelle nieder und übersiedelte in die französische Schweiz. Dort bot sich ihm in der Erziehungsanstalt seines Schwagers, C. Thudichum, eine mühevollen pädagogische Thätigkeit. Manch böse Stunde hat der ungemein gewissenhafte, nervöse Mann in Châtelaine bei Genf mit ungeberdigen Jungen verbracht. Zeit seines Lebens hat er die Erinnerung nicht verwunden, wie er die im Rhône badenden, nichts weniger als folgsamen Zöglinge überwachen musste. Gleichwohl wich er dort so wenig wie anderswo jemals von seiner frühzeitig geäußerten Schul- und Lebensregel ab: „Meine Natur und Ueberzeugung führt mich zur Milde. Mit dem Schreckenssystem ist es freilich leichter zu regieren, nur ohne nachhaltige Erfolge“.

Trotz aller Anstrengungen in diesem aufreibenden Berufe verstand es Lotheissen, literarisch hervortreten. Das Geistesleben Frankreichs war ihm im Verkehr mit angesehenen Genossen immer vertrauter und lieber geworden; Studien- und Erholungsreisen führten ihn wiederholt in die Provence. Und die Feinheit seiner Auffassung, die Anmuth seiner Formgebung offenbarte sich gleich in den ersten literarischen Ergebnissen seiner Forschungen und Wanderungen: Beiträge zur „Wiener Monatschrift für Theater und Musik“, Skizzen für die „Frankfurter Zeitung“. War auch Lotheissen mit der Feder unvergleichlich gewandter als mit dem Zeichenstifte, so merkte man dennoch seinen Landschaftsbildern, nicht zu ihrem Nachtheil, an, dass er auf seinen Ausflügen gern und oft Veduten nach der Natur verfertigte; und ebenso sicheren, frischen Bescheid, wie über das Treiben der Gegenwart gab unser Essayist über das Leben der

Vergangenheit. Er offenbarte sich als Kenner von Land und Leuten, der Sprache und Sitten des Volkes so aufmerksam studirt hatte, wie die Geschichte und Literatur des alten und neuen Frankreich.

Nichts begreiflicher, als dass man deshalb Ende der Sechzigerjahre in Oesterreich an Lotheissen als den geeigneten Mann dachte, der französischen Sprache und Literatur in unserem Unterrichtswesen die gebührende Stellung zu erobern. Die durchgreifenden Schulreformen, welche das Bürgerministerium in Angriff nahm, sollten auch den modernen Sprachen im Lehrplane unserer Mittel- und Hochschulen zu ihrem Rechte verhelfen. Hasner, Glaser und zuletzt Stremayr traten in Unterhandlungen mit Lotheissen. 1870 berief ihn der Unterrichtsminister nach Wien, zunächst als Professor an die Oberrealschule auf der Landstrasse und als Prüfungscommissär, dem die Anwartschaft auf eine Universitätsprofessur in sichere Aussicht gestellt wurde. Die Erfüllung dieser Zusage liess lange Jahre auf sich warten. Schritt für Schritt musste sich Lotheissen Geltung und Stellung erkämpfen: seine Habilitation erfolgte im Wintersemester 1871, seine Ernennung zum Extra-Ordinarius erst im Hochsommer 1881. Aber so schwer es auch hielt, dem neuen Fache Anerkennung, sich selbst geziemendes Ansehen zu verschaffen: seine Erfolge bei der akademischen Jugend, seine immer bedeutsamere literarische Thätigkeit und nicht zuletzt sein grundgütiges, verständliches Wesen trugen ihm allmählig sogar die Achtung und Sympathie anfänglicher Widersacher ein. Die Eigenart des Lehrers haben uns zwei empfängliche Hörer bezeichnend vergegenwärtigt:

„Seine Vorlesungen im akademischen Hörsaal“ (so schreibt Dr. Moriz Necker im „Wiener Tagblatt“ vom 21. December 1887) „hatten in ihrer sorgfältig geschliffenen Form einen wesentlich literarischen Charakter. Er sprach, von Zeit zu Zeit in das Heft blickend, nicht gar laut, aber doch wohl vernehmlich, im fesselnden Plaudertone vor sich hin. So wie er sprach, konnte man seine wohlgefügtten Sätze ganz gut drucken lassen. Er unterbrach sich nicht mit scholastischen Verweisen und Citaten, sowie er es überhaupt hasste, nach Art der neuesten Forscher

VIII

das Material der Forschung an Stelle der Resultate derselben zu geben. Das unverarbeitete Material gehe den Leser nichts an. Die gelehrte Forschung verlegte Lotheissen in die Seminar-Uebungsstunde.“

Und Eugen Guglia erklärte („Fremdenblatt“ vom 31. December 1887):

„Siebzehn Jahre lang hat Lotheissen als Lehrer an der Wiener Universität gewirkt und alle die Männer, die heute in Oesterreich die Jugend in die Kenntniss der französischen Sprache einführen, sind seine Schüler gewesen. Sie werden ihm immer ein dankbares Andenken bewahren. Er war keine jener energischen Naturen, die überall, wo sie erscheinen, Anhänger sammeln, Schule bilden und alle Kräfte, die sie kennen lernen, in den Dienst ihrer starken Individualität stellen, aber, wo ihm ein ernstes Streben entgegentrat, war er von unendlichem Wohlwollen und, indem er anscheinend Jeden gewähren liess, leitete er still und sicher.“

Und genau so, wie der Lehrer Schüler der verschiedensten Art unvermerkt auf seinen Bahnen zu seinen Zielen führte, nahm auch der Autor seine Leser für seine anspruchslose, natürliche Persönlichkeit ein. Ueberall steht er in seinen eigenen Schuhen; allerorten hat er mit seinen eigenen Augen gesehen und geprüft. Und nirgends verleugnet er die gut deutsche Ueberlieferung der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit. Er gab sich immer, im Colleg, im Seminar, im Privatgespräch, in seinen Büchern, wie er war: nicht grösser und nicht kleiner, als er war, unbeirrt durch alte Lehrmeinungen und neumodische Autoritäten. Dabei durfte es dem innerlich tiefbescheidenen Manne zur Ermuthigung gereichen, dass er entscheidende, zu Beginn seiner Wirksamkeit beiläufig geäusserte, methodische Grundsätze im Verlauf seiner unablässig tiefer dringenden Quellenforschungen immer strenger erhärten, immer sicherer beweisen konnte.

Schon im Vorwort seines ersten Buches: „Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789—1794 (Wien, Gerold, 1872)“, erschien ihm „das Zusammengehen der Literatur- und Culturgeschichte fast unerlässlich“. Mehr als ein Jahrzehnt hernach erklärte Lotheissen auf der Höhe seines Wir-

kens: „eine wahrhafte Geschichte der Literatur halten wir immer nur in Verbindung mit der Culturgeschichte für möglich“. (Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert, III. 295. Wien, Gerold, 1883.)

Im Geiste dieses Programmes hat Lotheissen die ganze französische Sitten- und Literaturgeschichte, insbesondere den Zeitraum von der Reformation bis zur Revolution, durchforscht: nach solchen Gesichtspunkten „Die Zeit des Ueberganges 1600 bis 1636 (Gerold, 1878)“, „Die Literatur unter dem Einflusse der aristokratischen Gesellschaft 1636—1653 (Gerold, 1879)“ geschildert. In diesem Sinne hat er „ein Bild Molière's, seines Lebens und poetischen Schaffens im Rahmen der Zeitgeschichte (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Ruetten und Löning, 1880)“ vergegenwärtigt: unter diesen Voraussetzungen „Die Epoche der classischen Literatur 1653—1690 (Gerold, 1883)“ und „Die Zeit des Niederganges (Gerold, 1884)“ zur Anschauung gebracht. Die „Bilder und Historien zur Sittengeschichte Frankreichs (Leipzig, Elischer, 1885)“, wie das „Cultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Reformation: Königin Margarethe von Navarra (Berlin, Verein für deutsche Literatur, 1885)“, stehen im Dienste derselben Ideen. Ein Gleiches gilt von dem Torso seines letzten Werkes und von den Studien zur Geschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche in dem vorliegenden Sammelbande Aufnahme gefunden.

Lotheissen war die Literaturgeschichte weder Geschichte der Bücher, noch einzig und allein, wie Hettner, „Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen“. Philologische Einseitigkeit lehnte er so bestimmt ab, wie Taine's naturwissenschaftliche Lehre „des dépendances et des conditions“ (Gesch. d. franz. Lit. III. 175); er bekennt sich zu Nisard's Dogmatismus so wenig wie zu Sainte Beuve's individualisirender Biographik. Lotheissen ergründet vielmehr die allgemeinen staatlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen jeder Literatur-epoche; zur Erkenntniss und zur Bewältigung derartiger culturgeschichtlicher Aufgaben war er aber auch, seiner Naturanlage nach, wie Wenige, berufen. Die Entwicklung des französischen Adels und Königthums, das Räderwerk der französischen Ver-

waltung, Emporsteigen und Niedergang der Stände, hatte er auf den Wegen Montesquieu's und Tocqueville's verfolgt, als rüstiger Wanderer aber noch andere Pfade und Ziele gefunden, als diese grossen Führer. Und so wird auch der Anhänger anderer Richtungen den Scharfblick rühmen, mit welchem Lotheissen die kleinen Wandlungen und grossen Umwälzungen im Wesen und Geschmack der französischen Gesellschaft herausfand: selbst der Gegner dieser Auffassung die Unbefangenheit anerkennen, mit der Lotheissen die jeweiligen künstlerischen Ideale der Zeit aus den sittlichen und socialen Zuständen ableitet. Die Gestaltung des Staatslebens beeinflusst seines Erachtens die Entwicklung der Dichtung, wenn sie dieselbe nicht geradezu bedingt, ein Beweisthema, das sich in der „Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert“ allerdings wie an einem Musterbeispiel bekräftigen liess.

Sinnreich weist Lotheissen in diesem seinem Hauptwerke nach, „welch tiefe Kluft das siebzehnte Jahrhundert von seinen Vorgängern schied. Der Umschwung in den politischen Machtverhältnissen des Königthums und der verschiedenen Gesellschaftsclassen, welchen die Bürgerkriege zur Folge hatten, die Wandlung in den Ansichten, den Gefühlen, dem Geschmack, die bei der Wende des Jahrhunderts statt hatte, bezeichnen eine Revolution, die in vieler Hinsicht tiefer griff, als die sogenannte erste Revolution zwei Jahrhunderte später. — Der Ritterdienst, Frauencultus und Mysticismus des Mittelalters waren längst geschwunden. Aber noch hatten sich in der Übergangszeit keine neuen Ideale an ihrer Stelle gefunden, noch war kein Ersatz für das reichströmende Leben der früheren Zeit gefunden. Die Wirkung der Renaissance war langsam, ihr Einfluss anfangs oft verwirrend. Da der geistige Inhalt mangelte, suchte man sich durch die Schönheit der Form zu entschädigen. In diesem Ringen mit der Form verflüchtigte sich die letzte Spur des früheren Geistes und der früheren Weltanschauung, aber aus diesem Kampfe ging die Sprache umgewandelt und zu neuem Leben tüchtig hervor. Sie wurde das vollendete Instrument für den Ausdruck einer anders gearteten Gedanken- und Gefühlswelt, die scharfe Waffe in dem neuen Kampfe, der bald entbrennen sollte. Es kam ein Augen-

blick, in welchem das geistige Leben und die Sprache des Volkes sich harmonisch deckten und diese kurze Spanne Zeit umfasste die classische Literatur in ihrer Grösse.“ (I. 23^{3/4}.) „Die Kraft des siebzehnten Jahrhunderts lag aber in der Einigkeit, mit der Alle an der Lösung der Aufgabe arbeiteten und in der seltenen Uebereinstimmung, mit welcher man auf allen Gebieten demselben Ziele zustrebte. Staat und Kirche, Gesellschaft und Kunst — Alles wurde von dieser Strömung ergriffen und gehorchte dem unwiderstehlichen Zuge.“ (II. 495.) „Eine Zeit, die eine Literatur von solcher Grösse schuf, kann nicht selbst kleinlich gewesen sein. Die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts bildet doch noch immer den Höhepunkt der gesamten literarischen Arbeit Frankreichs und in langer unbestrittener Weltherrschaft hat sie ihre Kraft deutlich genug bewiesen.“ (II. 81.) „Den Gipfel der classischen Literatur Frankreichs bildet aber die dramatische Literatur; in ihr fand der Geist der Nation ihren getreuesten Ausdruck und der Charakter der Ludovicianischen Epoche spiegelte sich in ihr, wie in keiner anderen Gattung der Literatur. Eine belebende Kraft schien vom Thron auf die Tragödie überzugehen“ (IV. 3.) und das Geheimniss des ausserordentlichen Erfolges, den der „Cid“ errang, offenbart sich Lotheissen in der Thatsache, dass kein anderes Stück des ganzen Jahrhunderts den Geist und Charakter der Zeit so vollkommen zum Ausdruck gebracht hat, wie gerade diese „Tragicomédie“. (II. 200.)

Die culturgeschichtliche Bedeutung dieser Literatur hinderte Lotheissen nicht, ihren ästhetischen Werth richtig abzuschätzen. Er verkennt nicht, dass die gleichmässige und gleichartige Entwicklung zu einer gewissen Dürre und Einförmigkeit führen musste (II. 495); er spricht rundweg aus: „die französische Tragödie ist heute todt“. (II. 398.) Gleichwohl stimmt er nicht in das unbedingte Verdammungsurtheil von Lessing und Schiller ein; billig abwägend, anerkennt er nicht allein mit Hermann Grimm Corneille's Geltung als die eines vorwiegend politischen Dichters; er würdigt seine Verdienste um die französische Sprache und erklärt, weder beschönigend noch anklagend, in dem m. E. heikelsten und glänzendsten Abschnitt seines inhaltreichen Werkes, den „Charakter der französischen Tragödie“. (IV. 205.) Ra-

eine zumal weist er auch als Poeten die richtige Stellung an, in voller Uebereinstimmung mit Grillparzer, der meinte: „Racine, ein so grosser Dichter, als je einer gelebt hat, musste eben dafür büssen, an die Scheidegrenze der Mittel- und neuen Zeit hingestellt zu sein, wo die heroischen Leidenschaften des Mittelalters noch fortglimmten, indess ein schauprunkender König beschlossen hatte, keiner von ihnen ferner Spielraum zu geben, als jener Minne, die durch Förmlichkeit längst zur Galanterie herabgesunken war. Fünfzig Jahre früher und der Dichter hätte alle jene Tapferkeit, Hass, Blutrache, Herrsch- und Ruhmsucht in ihrer ursprünglichen Gestalt dargestellt; fünfzig Jahre später, und er hätte sie schon so abgeschwächt gefunden, dass er sich seiner Neigung für sanftere Empfindungen unbedingt hätte überlassen können. So aber finden sich jene herben Elemente in dieses süssliche Medium eingetaucht. Und das ist sein Fehler, aber auch sein einziger.“

Anderen, abschätzigen oder voreiligen Kritikern Racine's gegenüber, beruft sich Lotheissen sehr wirksam auf das einschneidende Urtheil eines überlegenen Franzosen, der Schiller's „Wallenstein“ gegen Missverstand und Uebelwollen in Schutz nahm. „Denn man täusche sich nicht, von der völligen Verwerfung der Racine'schen Tragödie zur Verdammung der Schiller'schen rhetorischen Schauspiele ist es nicht weit und es bleibt schliesslich nichts mehr in Geltung als der nüchterne Naturalismus. ‚Man behauptet‘ — so schrieb Doudan vor einem halben Jahrhundert seinem Schüler Albert de Broglie — ‚Wallenstein sei ohne ‚Lebenswahrheit‘ und glaubt damit das Todesurtheil der Tragödie auszusprechen. Nichts ist weniger ‚lebenswahr‘ als die antike Tragödie, und doch ist sie so schön... Die Irrlehre von den ‚lebenswahren Wesen‘ hat uns all' das moderne abscheuliche Zeug gebracht. Ein Apollo aus weissem Marmor in seiner ätherischen Verklärtheit ist mir, trotz seiner Unbeweglichkeit, lieber, als ein Mensch, der sechs Pfund Brod und einen gebratenen Truthahn verzehrt und dabei über einen fünfzehn Fuss breiten Graben springt. Unsere moderne Aesthetik hat in ihren Principien immer etwas von dem gebratenen Truthahn.“ (IV, 229.)

Kein Wunder, dass Lotheissen, bei solchen Gesinnungen den

meistgefeierten Sophisten der heutigen Pariser Bühne und den von ihm sehr gering geschätzten Grossmeistern des „Roman expérimental“ Boileau's enge und strenge Kunstlehre (III. 152 ff.), mit starken Vorbehalten, vorzog. Denn ein so gerechter und einsichtiger Lobredner der classischen Literatur Frankreichs Lotheissen auch ist, so begeistert er Molière als echten, grossen Nationaldichter verherrlicht, so überlegen und liebevoll er Descartes, Lafontaine, Labruyère, Kanzelredner und Bukoliker, Moralisten und Memoirenschreiber, Madame de Lafayette und Frau von Sévigné, kennzeichnet: blind gegen die Schäden der Zeit, gegen die Schwächen der Literatur ist er nie. Die Gegenströmungen, Spötter und Separatisten, kommen zu ihrem vollen Recht, und im Schlusswort sagt er kurz und scharf:

„Als das siebzehnte Jahrhundert zur Neige ging, herrschte der Gewissenszwang und die Inquisition, galt die Tortur als ein treffliches Mittel der Justiz, klebte der Bauer an der Scholle als Leibeigener oder war zu hartem Frohndienst verpflichtet. Aber ein neuer Geist ging durch die Welt. Bayle eröffnete den Kampf, der bald allgemein werden sollte. Ein Jahr, nachdem er seinen „Commentaire philosophique“ geschrieben, kam Montesquieu zur Welt; als er sein „Dictionnaire historique et philosophique“ begann, wurde Voltaire geboren. So sah das scheidende siebzehnte Jahrhundert noch die Männer erstehen, welche in grösserem Kampfe errangen, was Bayle selbst nur vorahnend ersehnte.“

Auch damit bekennt sich der gereifte Denker am Ausgange seines Hauptwerkes wiederum zu Anschauungen, welche er im Eingange seines Erstlingswerkes bereits verkündigt hatte. Lotheissen, ein deutscher Patriot, wie irgendeiner, stand gleichwohl oder eben deshalb nicht bloß treu zu den „Ideen von der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, von den unveräusserlichen Menschenrechten“, er wollte auch nichts von dem „neuerdings wachgerufenen, uralten Hass der Völker hören, den man längst beseitigt glaubte. Auf die Dauer“ — so schrieb er unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege — „wird es nicht gelingen, diese grosse Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts in Frage zu stellen und die Idee der Humanität, der Gemeinsamkeit aller menschlichen Bestrebungen, unter die an sich be-

deutungsvolle, aber immerhin einseitige Lehre der Nationalitäten unterzuordnen.“

Diesen Gedanken hing Lotheissen nicht nur in Tagen jugendlicher Ueberschwänglichkeit an: er bewährte sie, unbekümmert um die Schlagworte der Zeit, in einem arbeitreichen Leben. Sein schönes Streben fand erfreulicherweise auch in Frankreich volle, wohlverdiente Anerkennung. Seine Literaturgeschichte wurde von angesehenen Fachgenossen im „Journal des Débats“, im „Temps“ und in zahlreichen kritischen Zeitschriften mit unbedingter Zustimmung eingehend besprochen. Bewältigte doch das Werk in systematischer, zusammenfassender Darstellung einen Vorwurf, den sich die Laharpe, Sainte-Beuve, Nisard, Sacy, Paul Albert etc. nur monographisch, in Porträts, Skizzen, Vorträgen, zurechtgelegt hatten. Sehr natürlich, dass die Meister der französischen Kritik, Dank ihrer Art und Kunst, da und dort glänzender, blendender, epigrammatischer wirken können. Lotheissen dagegen gibt sich durchweg methodischer, jedem Geistreichthuen mit überputzten Antithesen, Aphorismen etc., abhold. Seine durchsichtige, schmucklose Prosa vergönnt sich nur selten ein sinniges Gleichniss aus dem Naturleben: man merkt, dass es dieser Darstellung vor Allem um die Sache selbst zu thun ist. Schön und wahr hat Charles Joret diese Verdienste Lotheissen's in seiner Anzeige der Molière-Biographie gewürdigt: „M. Lotheissen dit quelque part que le jugement d'un étranger est précieux pour la connaissance des hommes comme des oeuvres littéraires; rien de plus vrai et c'est précisément pour cela que son étude si pleine d'une sympathie constante, si impartiale et d'une si rare compétence ne sera pas seulement accueillie de ses compatriotes mais mérite encore d'être lue et méditée chez nous.“

So mancher anerkannte und aufstrebende französische Gelehrte hielt es denn auch für Ehrenpflicht, bei einem Aufenthalt in Wien dem Kenner und Freund seiner heimatlichen Literatur persönlich näher zu treten. Und Lotheissen waltete in seinem Hauswesen als der freundlichste, jedem Gast mit derselben wahren Herzenshöflichkeit beegnende Wirth. Seine Frau war eine der beliebtesten, gewinnendsten Erscheinungen unserer Gesellschaft, eine Dame von ausserordentlicher Belesenheit, deren

Geschmack und ernster Sinn sie zur besten, zuverlässigsten Rathgeberin ihres Gatten machte. Leider ward dies innige „consortium totius vitae“ durch furchtbare Schicksalsschläge zerstört: ein Sohn Lotheissen's starb im schönsten Knabenalter und seine Frau wurde durch ein tückisches Leiden vorzeitig den Ihrigen entzückt.

Lotheissen hat sein Geschick getragen mit männlicher Gelassenheit. Dass und wie tief er darunter litt, fühlte Jeder, der das Glück hatte, dem sanften Manne näher zu treten. Viel Worte hat er darüber nie verloren, dazu hatte er zuviel an Andere zu denken, für Andere zu sorgen. Selbstlos, in des Wortes weitester Bedeutung, sorgte und wirkte er für die Seinigen. Neidlos — wiederum in des Wortes edelster Bedeutung — förderte und anerkannte er jede ehrliche, wenn auch noch so unscheinbare, Leistung in seinem engeren Fache. Hilfreich und wohlwollend begegnete er Jedem, Fremden oder nahen Freunden, Anfängern und fertigen Meistern, die Zufall oder Neigung in seine Nähe brachten. Wo er sich persönlich zeigte, im Pariser Archiv wie im Heim Cherbuliez', in Genf und Wien, in Berlin, wie auf seinem bescheidenen Bauerngütchen, dicht bei der Ruine Starhemberg im Piestingthale, gewann er Aller Herzen durch seiner Sitten Freundlichkeit, durch den Geist reinsten Menschenliebe, die unaustilgbar — nicht bloß als Redensart — in ihm lebte und heutzutage, wie er bei unserem letzten Gespräche klagte, immer seltener wird.

Die deutsche Gelehrtenwelt wird das Andenken des redlichen Forschers, des lautereren Charakters dauernd in Ehren halten.

Auf die Bahre des Verewigten waren von Freundeshand Palmzweige, als Sinnbild des Friedens, gelegt worden; sein frisches Grab auf dem protestantischen Friedhofe bei Matzleinsdorf schmückten Immortellenkränze, gewidmet von seinen treuen Schülern.

Anton Bettelheim.

Wien, Ende Mai 1889.

Geschmack und anderer Sinn sie zur besten; zuverlässigsten Rath-
geberin ihres Gatten machte. Leider ward dies innige „consor-
cium totius vitae“ durch unbedachte Schicksalsschläge zerstört: ein
sohn Josiasen's starb im schönsten Knabenalter und seine Frau
wurde durch ein tödtliches Leiden vorzeitig dem Jenseits ent-
zogen.
Josiasen hat sein Geschick getragen mit männlicher Ge-
lassenheit. Dass und wie tief er darunter litt, fühlte Jeder, der
das Glück hatte, dem sanften Manne näher zu treten. Viel Wor-
te hat er darüber nie verloren, dass hatte er wohl zu Andere zu
hören, für Andere zu sorgen, Selbstes, in des Wortes weitester
Bedeutung, sorgte und wirkte er für die Belieben. Niemand
widerum in des Wortes edelster Bedeutung — für die und an-
erkante er jede eheliche, wenn auch so anscheinende,
Leistung in seinem engsten Tische. Hilft'ich und wohlwollend
beglückte er Jedem, Fremden oder nahen Freunden, Angehörigen
und fernem Meinen, die Xanth oder Nahrung in seine Nähe
brachten. Wo er sich persönlich zeigte, in Pariser Archiv wie
im Heim Oberhofes, in Gent und Wien, in Berlin, wie auf
seinem bescheidenen Pensionatschen, diente bei der Reine Sam-
mlung im Pensionatschen, gewann er Allen Herzen durch seiner
süßen Freundlichkeit, durch den Geist reiner Menschenhe-
it, unantastbar — nicht bloß als Hofmann — in ihm lebte und
herrschaftete, wie er bei unserem letzten Gespräche klug, immer
offener wird.
Die deutsche Gelehrtenwelt wird das Andenken des ver-
storbenen Forschers, des sanften Charakters dauernd in Ehren
halten.
Auf die Jahre des Verewigten waren von Freundschaft
Palmarwege als Ständbild des Friedens, gelegt worden; sein
frisches Grab auf dem protestantischen Friedhofe bei Matzleins-
dorf schmückte Innerehrfurcht, gewidmet von seinen treuen
Schülern.
Anton Böttger.
Wien, Ende Mai 1883.